

Predigt von Bischof Dr. Konrad Zdarsa

zur Bistumswallfahrt nach Neuzelle am 28. Juni 2009

(Es gilt das gesprochene Wort!)

Liebe Schwestern und Brüder,

immer wenn ich mit den Firmkandidaten zu einem ersten Treffen zusammenkomme, erzähle ich auch von meiner Firmung und dass ich mir als Firmname den des Apostels Paulus gewählt habe – einfach, weil er mir als 13jährigem imponierte – der Völkerapostel, der sich mit seiner ganzen Person für die Sache des Glaubens eingesetzt hat. Völkerapostel – Apostel der Heiden - so nennt sich der Apostel selbst im Römerbrief – das klingt unendlich weit und fern. Und doch ist es in Wirklichkeit sehr nah und konkret.

Diese Heiden waren durchaus Gottesfürchtige aus dem Umkreis der Juden, sie waren dem Glauben der Juden schon zugewandt, waren zu den heidnischen Unsitten längst auf Distanz gegangen.

Ich denke da auch an eine andere Missionsgeschichte: Nämlich an die Taufe des äthiopischen Kämmers durch den Apostel Philippus. Der Äthiopier war nach Jerusalem gekommen, um im Tempel anzubeten, er las im Buch des Propheten Jesaja, war offen für die Auslegung der Schrift, bekannte seinen Glauben und war bereit für die christliche Taufe. Danach heißt es von ihm, dass er voll Freude weiterzog. Die Vielen aber, aus denen sich die Gemeinden des Apostels Paulus bildeten, lebten im Umkreis der Juden und hatten die Lebensform der Gemeinde schon kennengelernt. Was sie noch lernen mussten, war, dass in dem gekreuzigten und auferstandenen Jesus der Messias Israels schon gekommen war, dass die endzeitliche Sammlung des Gottesvolkes, die messianische Veränderung der Welt schon begonnen hatte. Sobald sie das glaubten und sich öffentlich dazu bekannten, wurden sie zur Taufe zugelassen. Man könnte auch sagen: Das Judentum war das Katechumenat der frühen Kirche.

Auch von uns, die wir ja allesamt aus dem Heidenchristentum kommen, können, ja müssen wir sagen: Auch unsere religiösen Wurzeln liegen im Judentum. Der geistlichen Herkunft nach sind wir Semiten. Der Gott der Väter ist der eine Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus und unser Vater.

Von der Gesellschaft in der wir leben, können wir das nicht mehr so schlüssig und ohne weiteres sagen. Viele unserer Mitmenschen sind alles andere als in dieser Weise vorgeprägt. Heidentum heute meint sicher etwas ganz anderes, als es im Begriff der

Heidenchristen aufklingt. Zu Recht fragen wir uns deshalb, wodurch denn in unserer Zeit Menschen vorbereitet, disponiert werden können für die Frohe Botschaft, das befreiende Wort und das neue Leben.

Etwa durch die Erfahrung bedrückender, existenzieller Not? Wir wissen nur zu gut, dass Not keineswegs immer nur beten lehren muss, sondern einen auch zum Radikalen, ja zum Terroristen werden lassen kann.

Oder etwa durch die Konfrontation mit Krankheit und Tod? Der evangelische Märtyrer Dietrich Bonhoeffer geißelt es als pfäffische Manier, Menschen in Grenzsituationen des Lebens mit der Botschaft des Glaubens erpressen zu wollen.

Ich brauche dennoch nicht zu verhehlen, dass ich gerade auch bei Menschen in der Situation von Trauer und Ausweglosigkeit offene Ohren und bereite Herzen für die Botschaft des Evangeliums gefunden habe. Man muss ja nicht immer gleich ernten wollen, was man gerade gesät hat.

Ich bin aber fest davon überzeugt, dass jedes Wort, in ehrlicher Anteilnahme und redlichem Bemühen, dem anderen gut und nahe zu sein, irgendwann einmal Frucht bringt und schon teilhat an der befreienden, beglückenden Botschaft des Evangeliums. Wenn wir darum die Menschen aufschließen, sie vorbereiten wollen für das Evangelium, dann müssen wir uns ihnen zuerst einmal zuwenden und vor allem mit ihnen reden. Ob und wie wir mit den Menschen reden, ist der beste Ausweis dafür, wie wir es mit den Menschen meinen. Niemandem fällt ein Zacken aus der Krone, wenn er auch einen Unbekannten freundlich ansieht und grüßt.

Nur so kann ich auch das Marketingmotto verstehen: Tu Gutes und rede davon. Es ist ja kein Wunder, dass Kirche heute oft nur noch als caritative Einrichtung angesehen und anerkannt wird.

„Bei aller Liebe“ sind aber Wohlfahrt und auch leibliche und geistige Werke der Barmherzigkeit trotzdem noch nicht die ganze Botschaft von der Erlösung durch unseren Herrn Jesus Christus. Die Liebe aber ist die unerlässliche Voraussetzung dafür, Menschen für Christus zu gewinnen, und zugleich das Hauptkriterium für die Echtheit dieses Bemühens.

Eine weitergehende Art und Weise zur Disposition für den Glauben nennt uns der Bischof und Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus (360 – 407), der sagt: „**Wenn du willst, dass einer Christ wird, dann lass ihn ein Jahr lang bei dir wohnen.**“ (Woran man auch ermessen kann, wie es um das eigene Christsein bestellt ist.)

In den USA gibt es in vielen Pfarreien bereits Christen, die sich für eine solche Aufgabe zur Verfügung stellen, die bereit sind, Suchende mit der Kirche vertraut zu machen, nicht nur mit Worten, sondern indem sie zu Wegbegleitern werden und sie in die Lebensform des Glaubens einführen. Vergleichbares habe ich auch aus Südkorea gehört, wo die Zahl der

katholischen Christen ständig im Wachsen begriffen ist. Ich selber habe solches gelebtes Glaubenszeugnis als Student erlebt, als ich im Frühjahr 1968 bei einer kinderreichen Prager Familie für eine knappe Woche zu Gast sein durfte.

Sicher ist das eine Aufgabe, die nicht jeder in seinem Lebensstand übernehmen kann. Aber schon der Gedanke an eine solche Entprivatisierung des Glaubenslebens könnte auch in unseren Gemeinden neuen Zusammenhalt und neue Lebendigkeit bewirken.

Nicht viel anders entfaltete sich das Leben der frühchristlichen Gemeinden. Auch der Verkündigungsdienst des Apostels Paulus konnte nur auf der Basis christlicher Häuser und Familien gedeihen. Nun wissen wir sehr wohl, dass sich die soziale Situation der Antike, in der die junge Kirche entstanden ist, nicht eins zu eins auf die heutige Zeit übertragen lässt. Das antike Haus war nicht nur Zentralisationspunkt einer Familie, Rückzugsmöglichkeit ins Private, sondern auch sozialer Mittelpunkt, Begegnungszentrum und Arbeitsort. Hier wurden die Glaubensschüler unterrichtet, hier waren durchreisende Glaubensbrüder zu Gast, hier versammelte sich die junge Gemeinde zur Feier des Herrenmahles, ja, hier fanden nicht wenige arbeitslose Christen Arbeit und Brot und lernten den Glauben nicht in abstrakten Glaubenssätzen kennen, sondern durch ein christliches Leben.

Wir brauchen nur das letzte Kapitel des Briefes an die Römer zu lesen, um viele Namen von Menschen zu finden, die an dieser frühchristlichen Entwicklung persönlich beteiligt waren, die den Apostel Paulus bei seiner Missionstätigkeit unterstützten und eine materielle Basis für die junge Kirche lieferten, ja, die unter Umständen sogar bereit waren, wie Priska und ihr Ehemann Aquila um des Evangeliums willen in andere Städte umzuziehen und dort mit ihrem Haus zum Zentrum für eine neue Gemeinde zu werden.

Verweisen wir das nicht all zu rasch in die weite Vergangenheit. Auch uns muss es heute in erster Linie um lebendige, bewegliche und überschaubare Gemeinden gehen, um Menschen, die sich wenigstens kennen, die gegenseitig Anteil nehmen an ihren Sorgen und Nöten und ebenso einander teilhaben lassen an ihren Freuden und Erfolgen, die auch aus Freude an einer solchen Gemeinschaft gern bereit sind, einige Kilometer weiter zufahren und noch jemanden mitzunehmen, um dann in angemessener Größenordnung miteinander Eucharistie zu feiern, sich gegenseitig auszutauschen, sich aufrichten zu lassen, stärken und erquicken am Tisch des Herrn. Warum denn um jeden Preis festhalten wollen, an einem noch so erinnerungsträchtigen Gebäude, wenn darin wechselweise doch immer nur recht Wenige zusammenkommen?!

Liebe Schwestern und Brüder, wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob der Versuch, durch Strukturreformen eine sogenannte flächendeckende seelsorgliche Verantwortung zu gewährleisten (von flächendeckender Seelsorge wird man doch wohl kaum sprechen können) nun eher der Phantasielosigkeit und Hilflosigkeit bischöflicher Ämter

zuzuschreiben ist oder der fehlenden Lebendigkeit und mangelnden Beweglichkeit unserer christlichen Gemeinden. Die Gemeinden des Apostels Paulus wurden jedenfalls nicht auf Karten konstruiert, sondern sie hingen an Personen, an lebendig Glaubenden. (Gott hat seine Kirche nicht auf Prinzipien, sondern auf Menschen gebaut, sagt der ehemalige Kardinal Ratzinger.)

Dabei soll nicht etwa der Eindruck erweckt werden: Die christliche Gemeinde, auch die des Apostels Paulus, sei ein glückliches Ghetto Gleichgesinnter, eine Kuschelecke verzückter Seelen. Keineswegs. Gestern wie heute ist die christliche Gemeinde eine Versammlung von Menschen mit grundverschiedener sozialer Herkunft und fast immer grundverschiedenen Ansichten. (St. Elisabeth. Hamburg, 60% Singles, 81 Nationen). Nicht zuletzt an dieser Grundverschiedenheit und den sich daraus ergebenden Konflikten hat auch der Apostel selbst bis in die Tiefe seiner Existenz gelitten. Er hat Böses hinnehmen müssen und Widerstand erfahren, mitten aus der Gemeinde heraus. Es gab in seinen Gemeinden himmelschreiende Vergehen. Der Apostel hat sie unmissverständlich angesprochen und verurteilt. Aber die Konflikte wurden offen ausgetragen, brüderliche Zurechtweisung war kein Fremdwort.

Bei aller Auseinandersetzung und allen Vergehen, die in den Gemeinden an der Tagesordnung waren, galt und gilt es noch heute: Weder moralische Untadeligkeit, noch Glaubenskraft, ja nicht einmal ihre Einmütigkeit ist es, was diese Gemeinden auszeichnete. Paulus spricht sie in seinen Briefen trotz aller Vorkommnisse ungebrochen als die „**Heiligen**“, als „**die in Christus Jesus Geheiligten**“, als „**die Berufenen und von Gott Geliebten**“ an. Entscheidend ist, dass die Gemeinde weiß, dass Gott sie berufen hat, seinen Plan mit der Welt sichtbar zu machen. Dass Gott sie dazu bestimmt hat, ein Ort ständiger Versöhnung und immer neu gewonnenen Friedens in der Welt zu sein – als Leib Christi. Und gerade die Schwachen und Armseligen, die Nichtskönner, die ganz und gar Unfähigen hat Gott erwählt, um mit ihnen sein Werk in der Welt zu tun (Die Mächtigen, Klugen und Weisen dieser Welt sind ohnehin nur immerfort damit beschäftigt, ihr Image zu pflegen.).

Manchmal werde ich den Eindruck nicht los, dass Dauerstreit in den Gemeinden, Unversöhnlichkeit, ständiges Beleidigtsein oder die hartnäckige Erwartung einer feierlichen Entschuldigung des anderes wie das sture Pochen auf Recht und Tradition bloße Stellvertretergefechte sind, um sich dem eigentlichen Anspruch einer wahrhaft christlichen Berufung zu entziehen.

Über eine öffentliche Erklärung, die Juden ja nicht missionieren zu wollen, hätte der Apostel wohl nur unverständlich gelächelt oder müde mit dem Kopf geschüttelt. Er wäre ja sogar bereit gewesen, seine Glückseligkeit in Christus aufzugeben nur um seiner Brüder, der

Juden, willen, damit sie Jesus Christus anerkennen, gerade sie, denen doch die besten Voraussetzungen dazu gegeben waren.

Sogar ihrer Ablehnung misst er noch die heilsgeschichtliche Bedeutung zu, dass dadurch das Heil zunächst zu den Heiden kam, damit die Juden selber darin die Erfüllung der Verheissung erkennen, die an ihre Väter ergangen ist. Regelrecht fasziniert sollten sie sein von der messianischen Kraft der heidenchristlichen Gemeinden. Durch Begeisterung sollten auch sie, seine Brüder, zum Glauben an Jesus Christus kommen. Liebe Schwestern und Brüder, wir brauchen nicht lange darüber nachzudenken, wie diese Erwartung des Apostels durch die Kirchengeschichte selber gründlich zunichte gemacht worden ist.

Aber aus dem Versagen Anderer ergibt sich für keinen einzigen von uns irgendeine Art von Alibi. Der Anspruch an die christlichen Gemeinden besteht zu allen Zeiten fort. Wahrhaft christliche Gemeinden sind ermächtigt, so zu leben, dass von ihnen ein Glanz ausgeht, der die anderen Menschen ebenso wie die Juden erkennen lässt: Der Messias muss schon gekommen sein. Die messianische Fülle bricht schon an.

In unserer Kirchenzeitung „Tag des Herrn“ der vergangenen Woche fragte einer unter der Rubrik, „Auf ein Wort“: Glauben Sie das wirklich? Und dann zählt er die Wunder Jesu auf, von denen uns die Schrift berichtet, bis hin zur Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi in der Hl. Eucharistie und schließlich die Auferstehung von den Toten. Immer unter der Frage: Glauben Sie das wirklich? Und er bleibt uns auch seine eigene Antwort nicht schuldig. Gegen alle Versuche, die Wunder zu relativieren oder auf ein sogenanntes Interpretament zu verkürzen – wie das sogar in der katholischen Kirche selbst bei vermeintlich geistvollen Vorträgen oder auch bei gutbesuchten Exerzitien vorkommen kann – bekennt er „**Das glaube ich: Ohne Wunder, wie auch immer sie „gedeutet“ werden, ist mein Glaube bodenlos und haltlos und meine Zukunft nicht mehr offen!**“.

Genauso wie er frage auch ich Sie, liebe Brüder und Schwestern heute: „Glauben Sie wirklich daran, dass die Gemeinde, dass jede Gemeinde Leib Christi ist, dass dies gar nicht rein innerkirchlich, rein geistig und nicht als etwas Unsichtbares gemeint ist?“ „**Wir die Vielen, sind ein Leib in Christus, als Einzelne aber sind wir Glieder, die zueinander gehören**“ (Röm 12,5), schreibt der Apostel Paulus an die Römer und sagt damit nichts anderes als: Das Bild vom Leib meint eine sichtbare soziale Einheit, wo Menschen ihr Leben miteinander verknüpft haben. An diesem Punkt entscheidet sich die Zukunft des Glaubens nicht weniger in unseren Breiten als in ganz Europa.

Werden aus unseren Pfarreien lebendige Gemeinden, die durch ihr Leben, durch ihr Miteinander von Christus Zeugnis ablegen?

Die durch ihre Einmütigkeit zeigen, dass es Erlösung wirklich gibt?

Die durch ihre ständige, immer neue Versöhnung zeigen, dass es Frieden für die Welt geben kann?

(Wenn sich in Görlitz einer vom Pfarrer beleidigt fühlt, kann er immer noch in eine andere Gemeinde ausweichen. Dem Planeten kann er nicht entfliehen, wenn Mord und Totschlag herrschen.)

Jede christliche Wallfahrt soll in bestimmter Hinsicht ein Bild, ja muss eine Darstellung sein, wie sich christliches Leben versteht. Zumindest soll sie einen starken Impuls geben, wieder weiterzugehen und sich von Neuem den Herausforderungen der Zeit in der Kirche zu stellen.

Ob wir diese Herausforderung annehmen oder nicht, ob wir einfach so weitermachen wie bisher und uns bestenfalls von Notlagen dazu bewegen lassen, uns auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu einigen, wird ganz schnell zu einer Existenzfrage. Was ein anerkannter Theologe über den Christen der Zukunft sagt, gilt erst recht für die christliche Gemeinde noch in potenziertter Form: „**Die Gemeinde der Zukunft wird eine Gemeinde sein, die als der Leib Christi lebt, der sie ist, oder sie wird nicht mehr sein.**“ Um dem näher zu kommen, wäre es schon viel, die Worte und Weisungen des Apostels Paulus im 12. Kapitel seines Briefes an die Römer zu beherzigen – zumindest aber die eine Aufforderung um nichts zu verkürzen, die da heißt:

„**Seid fröhlich in der Hoffnung,
geduldig in der Bedrängnis,
beharrlich im Gebet.**“ (Röm 12,12)

Amen.